

Geschichte Ferdinands II.

Du! wer du immer seyn magst, dem einst diese Geschichte unter die Hände kömmt, werde weise durch meine Fehltritte, und lerne die Menschen kennen, ehe dich die traurige Erfahrung überzeugt, wie böse manche unter ihnen sind. Zehn ganzer Jahre schmachtete ich hier in einem grauenvollen Kerker, und beweine Thorheiten, und bereue meine Fehler, aber zu spät für mich. Selten drang ein Strahl der aufgehenden Morgensonne durch eine kleine Öffnung in meinen Kerker; selten breitete die Nacht ihre Herrschaft über die Erde; selten stieg eine Stunde aus der raumlosen Tiefe der Zeit, die mich nicht in Thränen fand. Thränen, Seufzer und Gram waren mein Loos, oft betete ich zu der Gottheit um Erlösung, oft nur um eine einzige Menschenseele, der ich meinen Kummer klagen, mein Elend erzählen könnte: der Heng, sich mitzutheilen, wenn man leidet, liegt in dem Wesen unsrer Natur. Der Unglückliche klagt den stummen Mauern sein Elend, und

bittet gefühllose Steine um Mitleid. Endlich erbarmte sich die Gottheit meiner; in den Stunden des Grams und des Elends schenke sie mir das gefühlvollste Geschöpfe, die holdeste der Menschen = Seelen, des Schlosswärters Tochter, die gute Sophie war meine Trösterin. Einem Engel gleich flößte sie Hoffnung in meine Seele, und erleichterte mir durch menschenfreundliche Sorge mein Schicksal. Oft weinte ich in ihren Armen, und liebvoll trocknete mir das gute Mädchen die Thränen vom Auge, und flößte mir Zuversicht auf die Vorsehung und Standhaftigkeit im Leiden ein. Der Himmel so ihr alle Güte verdanken, die sie mir erwies, und die Gottheit lohne ihr gefühlsvolles Herz.

Sechs Jahre war ich bereits abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft in meinem Kerker. Außer dem Geklingel der traurigen Glocke in der Weste; außer der kläglichen Stimme des Uhu und dem Dohlen = Geträchze, die sich in den hohen Thürmen meiner Nachbarschaft einnisteten, hörte ich sonst keinen Ton eines lebendenden Wesens. Man brachte mir täglich zur bestimmten Stunde mechanisch meine Mahlzeit, und begab sich wieder maschinemäßig fort, ohne zu reden, ohne zu fragen. Diese traurige Eintönigkeit war die größte Qual in meinem Elende, und freudig war der

Augenblick für mich, wenn der große Schloßhund in einer Winternacht heulte, oder in Frühlingsnächten das Gelärm der kämpfenden Ragen auf den Dächern erscholl, und die Einsamkeit meiner Lebensart störte. Sechs volle Jahre, wie ich bereits erzählt habe, war ich so elend, und sah kein lebendes Geschöpf außer dem Knecht des Gefangenwärters um mich, der doch kaum unter lebende Geschöpfe zu zählen war. Nach diesen in Kummer verlebten sechs vollen Jahren kam ungefähr eines Tages durch die obere Öffnung meines Kerkers eine Taube zu mir. Sie war zahm, flog auf mein Tisch, und pickte die Brodkrümchen zusammen, die naß von meinen Thränen waren. Wie angenehm mir der Besuch dieses Thieres war, kann ich nicht ausdrücken. Ich nannte das arme Thier meine Freundin, erzählte ihm mein Unglück, mein Leiden, und kettete mich mit den stärksten Banden des Gefühls ganz an selbes. Es ging kein Tag vorüber, an welchem das gute Thier mich nicht besuchte, und die Sorge, die ich fühlte, ist ohne Vergleich, wenn der arme Vogel zuweilen etwas später als gewöhnlich zu mir kam. Mein größtes Vergnügen war, mein Brod für meine kleine Freundin aufzusparren, und ihr einen Rest von meinen elenden Speisen zu lassen, um selber zu zeigen, wie dankbar ich ihr gern für ihre freundschaftlichen Besuche wäre.

Das Thierchen wurde jeden Tag zahmer und manchmal saß es lang auf meinen Schultern, und ruhte an meinem Nacken. Unglücklicherweise war meine kleine Freundin an meiner Seite, als eines Tages des Schloßwärters Knecht in meinen Kerker kam. Als er den Vogel sah, fluchte er jämmerlich, und warf gleich mit einem Prügel nach ihn, daß das arme Thier todt zur Erde fiel. Ich war wie ein Rasender, ergrif den Knecht beim Hals, und hätte ihn erwürgt, wenn nicht auf sein entsetzliches Geschrei der Schloßwärter und die übrigen herbeigeeilt wären. Ich nahm die todt-
te Taube zu mir, und entschlossen, eher zu sterben, als dieses arme Thier von mir zu lassen, rüstete ich mich gegen alle diese Kerls zur Gegenwehr. Ich hatte bereits einen großen Bengel erobert, den ich dem Gefangenwärters-Knechte abzwang. Es würde mir ohne Zweifel sehr böß gegangen seyn, wäre nicht des Schloßwärters Tochter, Sophie, gewesen. Diese hörte den Vorfall, und hatte Mitleiden mit mir; sie besänftigte ihren Vater, und besämpfte mich, da sie mit dem zärtlichsten Ton Antheil an meine Verhängnisse nahm. Beruhige dich, Freund! sagte sie, du sollst durch den Tod deiner Taube nichts verlohren haben; nun will ich deine Freundin seyn, und dir zehnfach ersetzen, was dir dieser harte Mensch geraubt hat. Seit

diesem Tage kam das Mädchen täglich zu mir; verschwäste mit mir die langweiligen Stunden, und nahm ganz Antheil an meinem Kummer. Auf ihre Vorbitte bekam ich einen bessern Wohnort; auch zu Zeiten bessere Kost, denn Sophie ersparte mir von ihrem Munde manche Speise. Ich war diesem Engel ganz hold, und dankte täglich dem Himmel um ihr Daseyn, und bath mit Thränen im Auge die Gotttheit um ihre Erhaltung. Sie weinte mit mir über den Tod der guten Taube: und pflückte Rosen im Garten; sie zierte den todten Vogel mit Blumen, und begrub ihn an einem Hügel, auf den ich aus meinem Kerker hinsehen konnte, und pflanzte Rosenstöcke umher zu seinem Andenken, und baute ihm mit ihren Händen ein kleines Grabmal aus Ton, worauf sie schrieb:

Ruhe sanftes Läubchen hier!
 Gut bist du gewesen;
 Ruhe, holdes, liebes Thier!
 Ruhe sanftes Wesen!

Freundin der Empfindsamkeit,
 Holde Abendröthe!
 Deiner sanften Dunkelheit
 Weih' ich diese Stätte.

Sophie war das beste Mädchen, das man

unter der Sonne finden konnte; Wohlwollen und Menschenliebe zeichneten ihren Charakter aus; sie versüßte mir die bittern Stunden meiner Leiden, und für alle ihre Sorge, für all ihre Liebe konnte ich ihr nichts als danken, denn ich war arm — gefangen — elend. Man möchte doch manchmal von den Ausritten dieses Lebens zurückschauern, wenn man denkt, wie grenzenlos elend manche Menschen sind. Leiden ist das Loos der meisten Sterblichen hienieden — Leiden und Sterben. Was ist doch der Mensch? — Eine wunderliche Frage — manchmal leicht zu beantworten, und manchmal unendlich schwer. Heilige Vorsehung! Gutes, ewiges Wesen! dich will ich denken — dich, der du Güte bist, und alles übrige will ich vergessen, was hienieden um mich ist, und meine Seele kränket.

Der Unglückliche, der seine Geschichte aufzeichnete, hieß Ferdinand R⁺. Er war in einer Hauptstadt in Deutschland geboren; sein Vater war Sekretär am Hofe eines deutschen Fürstens; ein Mann, der immer in großen Häusern war, und den der Adel gern duldete. Ob die Gunst der Großen Glück oder Unglück für Ferdinands Familie war, so die Folge entscheiden. Wenn sich die Achtung der Großen auf wahre Verdienste eines Mannes gründet, so ist die Achtung Glück den Rechtschaffenen; Unglück aber, wenn niedrige Schmeichelei, oder

Kriechende Niederträchtigkeit und die Günst der Reichen erbettelt. Unter die Günstlinge des Glückes von der zweiten Art war Ferdinand zu zählen.

Er war ein ausgelesener Schmeichler; immer war niedriges Lob auf seinen Lippen, immer Schmeichelei auf seiner Zunge. Er konnte sich beugen und schmiegen, konnte weinen und lachen, scherzen und tändeln, schwätzen und plaudern, und war ein Passastünstler der ersten Art, der gleich mußte, ob der Wind von Norden oder Osten blies. Er war keiner Seele Feind; vergötterte den, der im Glück war, und verfolgte den, den Miß-Fortuna gestürzt hatte. Er lobte nichts, und schändete nichts für sich, was nicht andere lobten und schändeten. Bei ihm war der Tag zur Nacht, und Nacht zum Tage, die Sonne kalt, und der Schnee warm; wie die Sprache bei den Großen ging, so sprach er auch. Diese seine Fähigkeiten nannte man Politik und die Kunstgriffe, derer er sich zu seinem Vortheil bediente, Routine, Niederträchtigkeit war bei ihm Gefälligkeit und Complaisance, Schmeichelei, Höflichkeit. Unter den Ton der großen Welt verstund er Rabalen, Verläumdungen, Arglist, u. uater der Art leben zu wissen denschändlichsten Egoismus. Mund und Herz hatte bei ihm nicht die geringste Gemeinschaft miteinander.

des; was sein Mund sprach, mußte sein Herz nicht, und was sein Herz dachte, sprach sein Mund nie. Er konnte eine Stunde lang mit einem sprechen, ohne nach Verlauf dieser Stunde zu wissen, was gesagt worden ist. Er konnte loben und schänden mit der nämlichen Gleichgültigkeit, und er sprach eben so kaltblütig, »mein Freund! brach den Hals!« als er erzählt, vergangenen Dienstag ward Romeo und Julie abgeführt. So war sein Charakter; durch diesen bildete er sich ein, sein Glück gemacht zu haben, denn er speiste täglich an den Tafeln der Großen, und erhaschte dort und da etwas zu seinem Vortheil. Dieser Mann nun wollte seinen Sohn Ferdinand eben so erziehen, wie er war.

Ferdinand war ein aufkeimender, guter Junge, und sein Vater hatte unendlich viel zu thun, bis er ihm seine Grundsätze beibrachte. Ich bitte dich, Ferdinand, sagte er oft, folge meinem Beispiel, du wirst sonst in der Welt nicht fortkommen. Kette dich an die, die größer und reicher sind als du, und man wird dich in der Welt auch für etwas großes ansehen. Sieh, ich befinde mich wohl, bin beliebt und gescheut, denn man weiß, daß ich nützen und schaden kann.

Durch Verwendung der alten M. ward

Ferdinand als Gesellschafter der jungen Herrn des Grafen von R**** angenommen. Er war nun täglich unter dem Adel, und verdarb sein Herz bald so — aufgemuntert von seinem Vater — daß er keinen Menschen mehr dulden konnte, der nicht wenigsten Hoffnung hatte, Baron zu seyn.

Carl, der ältere Sohn des Grafen R**** war der Herzensfreund des jungen Ferdinands. Der erwuchs, und war Besitzer der beträchtlichen Fidei-Commiss-Güter; Ferdinand war beständig um ihn; kein Geheimniß hatte Carl im Herzen, von dem Ferdinand nicht wußte; bald ward er auch der Vertraute seiner Liebe.

In dem Dorfe zu N. lebte ein alter Greis. Dieser hatte eine einzige Tochter, die sich Anne nannte. Schön war sie und tugendhaft. Dieses gute Mädchen war die einzige Freude ihres alten Vaters, der der Besitzer eines kleinen Gütchens war, wo er seine letzte Tage verlebte. Er begleitete einst am Hofe eine bedeutende Stelle, aber entfernte sich in seinem Alter, als er sich zu schwach fand, seinem Fürsten weiters zu dienen. Da genoß er die seligen Freuden der Natur und die Bönne des Menschenlebens. Annette war um ihn, und verherlichte ihm die angenehmen Tage. Das Alter dieses Mannes war einem heitern Abende gleich, an dem keine Wolke den Horizont trü-

bet; herrlich wie die Sonne im Untergange nahete sich dieser Edle der letzten Szene seines Lebens. Ost saß er am Morgen an der Seite seiner guten Annette im Laube, und lehrte sie den Werth der Tugend und der Redlichkeit. Das Mädchen schlang ihren Arm um des Greises Nacken, und Thränen der Liebe träufelten aus ihrem Auge auf des Greisen zitternde Hand.

O meine Tochter! sagte oft der Vater, könnte ich dich doch vor meinem Tode noch glücklich sehen! — — Annette liebte einen edlen Jüngling; er nannte sich Werner, und sie unterbielt sich oft mit ihrem Vater von ihrem Lieben. Werner sagte, der Alte ist gut und edel, ich wünschte dir ihn zum Manne; unglücklich wirst du mit ihm nicht seyn. Weißt du was, Annette! Heurathe den Jüngling; er ist arm, aber was thut das zur Sache? ich besitze soviel, daß ihr leben könnt. Gieb mir die Freude, Mädchen! Dich in dem Armen der Liebe glücklich zu sehen. Annette umarmte ihren Vater, und nie war noch ein Kuß von ihr so feurig, als der, den sie ihm in dieser Stunde gab.

Mittlerweile eilte die Sonne zum Untergang, sanfte Weste kühlten die Fluren ab, und erhoben erfrischend die Blume, die trau-

zig vor der sengenden Hitze ihr Haupt zur Erde senkte. Das Nachtweilchen öffnete ihren duftvollen Balsam in der Gegend umher. Die Thiere die den schwülen Tag über ruheten, traten aus den Wäldern hervor, und weideten sich in den herrlichen Auen, und die Vögel zwitscherten im Gebüsch, und sangen ihr Abendlied. Die muntere Ansel trillerte ihr abwechselndes Gesang und aufmerksam auf ihre Töne stand der Landmann unter seiner niedern Schwelle, und kaute langsam sein schwarzes Abendbrod im Birkel seiner spielenden Kinder. Werner eilte eben den hohen Berg herunter, und schon sah er Annetts Haus, als er geflügelt von der Liebe, seine Schritte verdoppelte. Jähling hörte er in dem unweit entlegenen Walde den Ruf eines Menschen: es schien ihm; als wäre es das ängstliche Schreien eines Verirrten. Schnell flog Werner der rufenden Stimme zu, und fand zweien junge Leute zu Pferde, die sich im Walde verirrt hatten. Freundlich empfing er sie, und führte sie mit sich in das Haus seiner Geliebten, wo jeder Reisende gastfrei bewirthet wurde.

Geschäftig richtete bereits Annette ein ländliches Abendessen, und ihr ehrwürdiger Vater unterhielt einweilen die Fremden im Garten. Werner saß bei seiner Annette, und genoß die glücklichsten Stunden seines Lebens. Sie er-

zählte ihm ihres Vaters Absicht wegen ihrer Verheurathung, und wer war glücklicher als Werner. Die kleine Mahlzeit war bereitet, und man speiste im Garten. Annette spielte treflich die Zither, und Werner an ihrer Seite die Flöte. Bis spät in die Nacht wurde geschmauset, und Annetten's alter Vater mußte selbst nicht einen Abend, der so vergnügt für ihn war als dieser.

Endlich war es Zeit zur Ruhe. Werner führte die Fremden auf ihr Zimmer, und verließ sie. Annette ging zur Ruhe, und träumte von dem vergangenen Abende, und Werner lag schlaflos auf seinem Bette, und verzögernd war jede Stunde für ihn, weil er seinen Brautstag ungeduldig erwartete.

Die Fremden saßen noch wach auf ihrer Stube. Als alles ruhig war, fing Karl zu Ferdinand an, — denn diese waren die Berirrten. — Du mußt doch gestehen, Ferdinand! daß die Tochter dieses Hauses ein liebenswürdiges Geschöpf ist.

Ferd. Gewiß, Eure Excellenz! ich sah nicht bald so ein artiges Mädchen.

Karl. Ich hätte Absicht auf dieses Mädchen. Glaubst du wohl, daß etwas zu machen wäre?

Ferd. Warum nicht, Eure Excellenz!

Karl. Aber der verfluchte Kerl von Werner —

Ferd. Was thut der zur Sache.

Karl. Und der Alte — was würde der für ein Paar Augen machen? —

Ferd. Was soll er thun? — Was mag er thun? Er ist ein unbedeutendes Ding. Was kann er gegen Eure Erzellenz, der Sie bei Hofe angesehen, und mächtig sind?

Karl. Kann ich auf deine Freundschaft zählen?

Ferd. Auf mein Leben, Eure Erzellenz! Sie wissen, daß ich Ihnen in jeder Gelegenheit zu Befehl stehe.

Karl. Wie ist aber die Sache anzugehen?

Ferd. Das muß überlegt werden, Eure Erzellenz!

Karl. Aber, Ferdinand! ist die Sache nicht ein wenig unedel? Wir werden hier so gastfrei bewirthet — und — — —

Hier hätte Ferdinand wohl Gelegenheit gehabt, das wankende Herz des jungen Grafen zur Rechtschaffenheit zurück zu führen; allein er war ein niedriger Schmeichler, der jede glimmende Leidenschaft ansacht, anstatt ihr entgegen zu arbeiten. Er machte eine tiefe Verbeugung. Eure Erzellenz fuhr er fort, sind Graf; groß und edel macht Sie schon ihre Geburt, alles, was Sie immer thun, muß groß seyn, und keine That kann ihren Adel ernie-

drigen. Was sind diese unbedeutende Geschöpfe gegen Eure Erzellenz?

Ferd. Aber wie ist die Sache anzustellen?

Karl. Lassen Sie mich machen; es soll alles gut werden. Morgen geben Sie sich zu erkennen, wer Sie sind, und laden den jungen Werner auf ihr Landgut, der Alte, wenn er will; kann auch mitkommen. Schlafen Sie ruhig — Annette soll Ihnen seyn —

So sprach er, und über das böshafte Unternehmen brütete Ferdinands Herz, u. der Schlaf schloß die Augen des Bösewichts in diesen Gedanken. Der Morgen graute, und Ferdinand war schon auf. Er ging in Garten, und hauchte frische Morgenluft ein. Ein Zufall führte ihn Annetts Zimmer vorüber, die noch im Morgenschlummer auf ihrem Ruhebetto lag. Leicht war ihr Schlaf, und sanft ihr Odemzug. Eine Röthe, wie die, die das Blatt der Frühlings-Rose deckt, war auf ihren Wangen verbreitet. Ihr Haupt lag gesenkt auf ihrem Arm, der halb über das Ruhebetto herabhäng, wie die Blüte am Jasmin-Strauch. Ein leichter Schleier deckte ihren unschuldigen Busen, und heitere Zufriedenheit der Jugend lagen auf ihren lächelnden Lippen. Da stand Ferdinand, und sein Herz machte ihm Vorwürfe über seine böshafte Entschlüsse. Dich, gu-

tes Mädchen! stieg er an, dich soll ich zum Opfer eines Wohlüßlings machen? — Dir, holdes Geschöpf! soll ich Ruhe und Zufriedenheit rauben? — dich aus den Armen des Geliebten reißen — deinen alten Vater unglücklich machen — — nein, das kann ich nicht. Gott im Himmel! warum mußte ich in Pallästen erwachsen, warum erzogen werden, um ein niedriger Schmeichler der Großen zu seyn! —

Hier kämpfte das letzte Gefühl des Guten in Ferdinands Herzen. Bald entschloß er sich den Grafen zu verlassen; bald änderte er wieder seinen Entschluß. Die Stimme der Jugend war zu schwach, der Zuruf der Menschenfurcht übertäubte ihre sanfte Löne. In diesem Zustande war Ferdinands Seele, als ihn Graf Karl überraschte. Nun, wird Annette mein? sagte er.

Ferd. Verzeihen Euer Excellenz —

Karl. Wie! wankst du — sollst du —

Ferd. Eure Excellenz — —

Karl. Niedriger! hast du vergessen, was du mir schuldig bist? Hänge nicht dein ganzes Wesen von mir ab! Ich zertrette dich, wie ein Insekt, wenn ich will, ha! Nun ist es Zeit, daß du den Gewissenhaften spielst, der du bisher immer jede meiner Leidenschaften befriedigtest. So sprach Karl, und Ferdinand zitterte.

te wie das Laub einer schwachen Espe im Sturm.

Ich hab vieles gethan, ja vieles, erwiederte er, worüber ich in meiner Seele erröthen muß; aber lassen sie, die üblen Thaten die ich gethan habe, die letzten meines Lebens seyn, und schonen Sie meiner mit ferneren Aufträgen. Bei diesen Worten fiel Karl um Ferdinands Hals, überhäufte ihn mit Thränen, nannte ihn seinen Freund, that ihm die glänzensten Versprechen und Ferdinands schwache Seele war nun ganz wieder die Dienerin von Karls Gelüsten.

Nach einem kleinen Frühstücke, und kurzem Gepränge des einmal nöthigen Ceremoniels begaben sich die Fremden fort, und Werner und Annette kannten nun keine andere Beschäftigung, als die ihres Glückes sich zu vereinigen.

Karl war auf seinem Schlosse, und Annetens Bild folgte ihm unaufhörlich nach. Ich kann ohne diesem Mädchen nicht mehr seyn, sagte er; ich will, ich muß sie besitzen. Doch welche Rechte habe ich auf ihre Liebe, da sie ganz für Wernern lebt? Doch — bin ich nicht

C

so gut als Werner? hab ich nicht Ansehen, Macht und Reichthum? — Ja, ich besitze dieses alles; aber kann ich mir um alle diese Schätze Annetten's Herz kaufen? Warum nicht? Sie muß mein seyn — oder Gewalt — — Doch fort mit diesem Gedanken! Liebe und Gewalt vertragen sich nicht. Die Herzen der Menschen sind nicht in unserer Gewalt; Liebe wird durch Liebe erworben. Allein wie kann ich das? — Soll ich Annetten zum Weibe nehmen, mein altes Geschlecht entehren, mich vor der Welt lächerlich machen? Nein, das kann nicht seyn.

Meine Beischläferin mag sie wohl werden, aber nicht mein Weib. So träumte der gefühllose Schwärmer, und machte Entschlüsse in seinem Herzen, um Annetten in seine Gewalt zu bringen.

Die Liebe ist die sanfteste der Leidenschaften, aber sie ist auch die gefährlichste. Des Menschen Herz verläßt bald das unsträfliche Gefühl, und niedrige Lüsternheit tritt an die Stelle der wahren edlen Empfindung. Unvermerkt brennt das Feuer in unsern Adern, und macht uns selbst zum Opfer unsrer Begierden. Anfangs sieht man die Sache für unbedeutende Ländelei an, für eine kleine Galanterie, aber unter dieser unbedeutenden Larve schleicht sich

das Laster ins Herz. Man findet Widersprüche, Hindernisse in seinem Verlangen, und stufenweise steigt man immer niedriger zum Verbrechen herab. Anfangs war man nur Freund, endlich wird man Liebhaber, vom Liebhaber Verföhler, vom Verföhler ein Schänder der Unschuld, ein Störer der menschlichen Glückseligkeit; manchmal auch Räuber, Mörder — in wirklich oder sinnlichem Verstande.

Heiliges Gefühl! der du das edelste aller Gefühle bist, warum bestehst du so wenig in unserm Herzen in deiner ganzen Reinheit? Niedrige Gelüste, was seyd ihr gegen die sanfteste aller Empfindungen! Liebe du Tochter Gottheit! wo ist der Sterbliche, der dich kennt?

— —

Für Wernern war jeder Tag ein Tag der Freude. Er liebte seine Annette; und rein und unschuldig war das Gefühl seiner Liebe. Jede Stunde schlich im Kreise der langweiligen Zeit hin: endlich kam der Tag, den Annetts Vater zur Hochzeit bestimmte, immer näher. Morgen, sagte Annette, wirst du mein seyn, Werner! — Morgen? erwiederte Werner; warum nicht schon heute? Wie viele Hindernisse liegen oft nicht hinter einer einzelnen Stunde — o

wären sie vorüber die Stunden, Annette! so hätte ich nichts mehr zu fürchten! — — Was fürchtest du denn? Werner! sagte Annette. — Dich zu verlieren; denn wer liebt, er sorgt ja immer. Du bist mir zu theuer — dein Besitz ist zu viel Glück für mich, als daß ich nicht zittern sollte, alle die glänzenden Absichten zu verlieren. Eine Thräne fiel bei diesen Worten aus Werners Auge, und sein Herz ahndete und pochte.

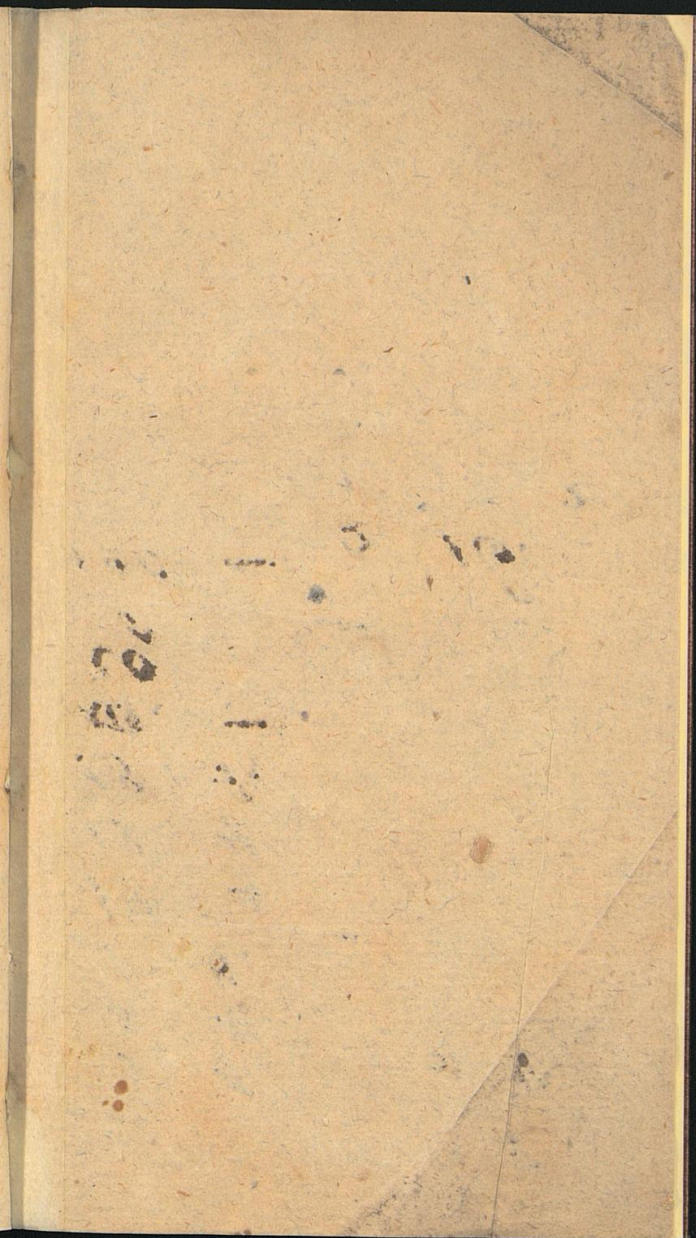
Es ist etwas in der Natur, das den empfindsamen Seelen die Annäherung unglücklicher Zufälle verkündigt. Dieses Etwas wird Ahndung genannt, und ist noch für sehr viele ein Räthsel. Daß es aber ist, ist nur zu gewiß. Es liegt in der Natur des menschlichen Wesens — liegt in uns selbst: aber die Philosophen der Zeit werden es nie erklären; nur dem ist dieß Räthsel erklärbar, der den innern Sinn des Menschen kennt, und die Sprache versteht, die keine Worte zur Erklärung braucht.

Werner ahnte was trauriges, seine Seele war gedrückt, und traurig senkte er sein schlafloses Haupt auf seine Hand, und saß noch wach am Fenster, als schon die Stunde der Mitternacht vorüber war. Der Mond glänzte hell, und die Sterne funkelten am Himmel.

Ein kühler West säufelte durch das Laub und die Frösche quackten im Teiche. Gähling hörte Werner ein Geräusche — es lispelte etwas leise im Garten — er horchte; es ward wieder still. Nach einer Weile hörte er gehen; man kam an seine Thüre — er wollte hinaus; aber es war ihm unmöglich. Wernern wurde die Sache verdächtig, er lief zum Fenster, der Lärm wurde größer, er hörte Annetens Stimme, sie rief um Hilfe. Werner ergriff sein Schwert, kletterte an dem Weingeländer zum Fenster hinab, und eilte der jammernden Stimme zu. Er sah einige Menschen, sah Anneten ohnmächtig in den Armen eines Räubers, der sie entführen wollte. Wie ein Löw fiel Werner auf den Bösewicht ein, und ein Schwertstreich stürzte den Schändlichen zu Boden. Er sank, und die übrigen ergriffen die Flucht, wie feige Bösewichter, die das Gewissen verfolgt, und das Unrecht ihrer Thaten. Annette erhobte sich wieder, und es entdeckte sich bald, daß Graf Karl R. der Entführer war. Er lag röthelnd in seinem Blute, und öffnete sein Auge nicht mehr, die Sonne zu sehen, die bereits am Horizont aufging. Die Sache wurde kundbar; Ferdinand, des Grafen Freund, wurde zur Verantwortung gezogen. Auf ihm allein fiel das ganze Verbrechen, ihn beschuldigte die Familie des Todes des Grafen. Er wurde ins

Gefängniß gesetzt, und ungeachtet seiner Vertheidigung, auf sein Lebenslang in die Feste verurtheilt, wo er starb.

Annette, soviel Ferdinand noch Nachricht in seiner Gefangenschaft erhalten, ward noch glücklich an Werners Seite, und die Nachricht von ihrem Glücke war der einzige Trost des armen gefangenen Ferdinands.



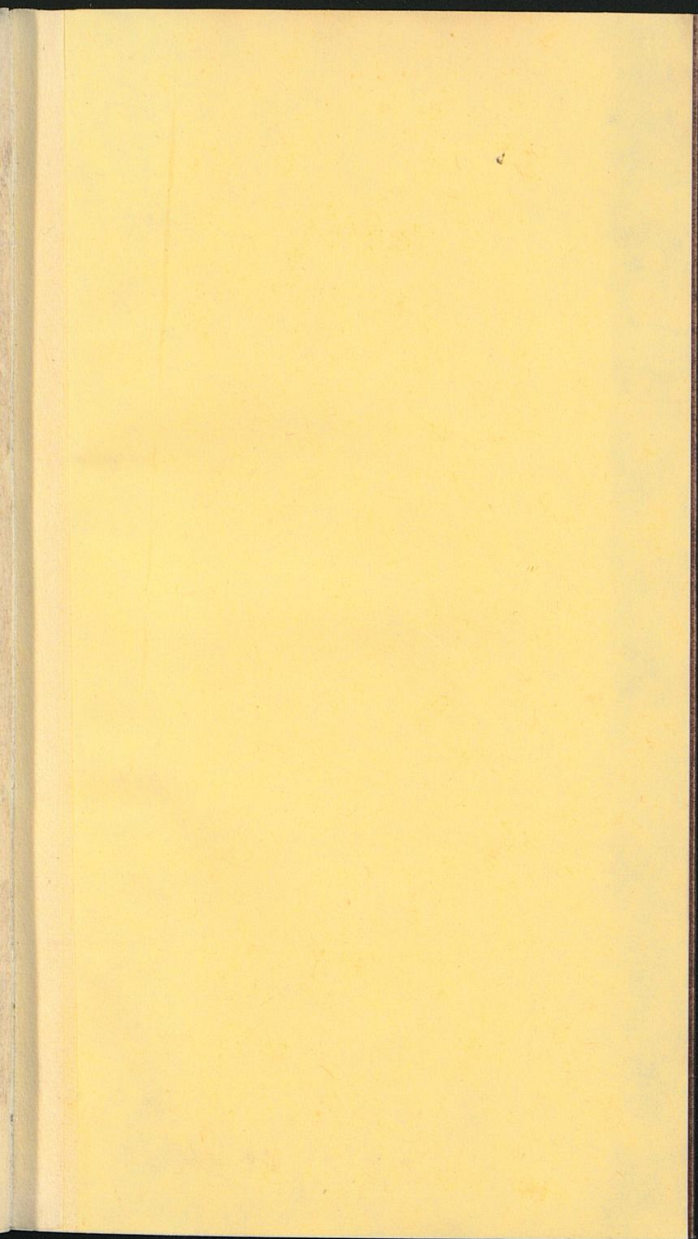
19

190 - 2 16. 2 8 2

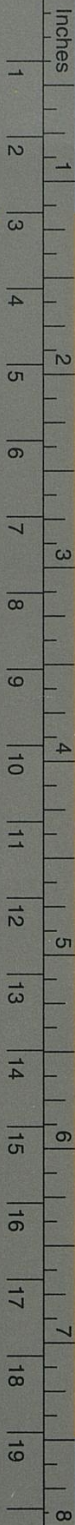
—	20
7	18
4	18
4	18

13 4. 1 23 A
3 4
1 8.

2819 / 64 KM.



71

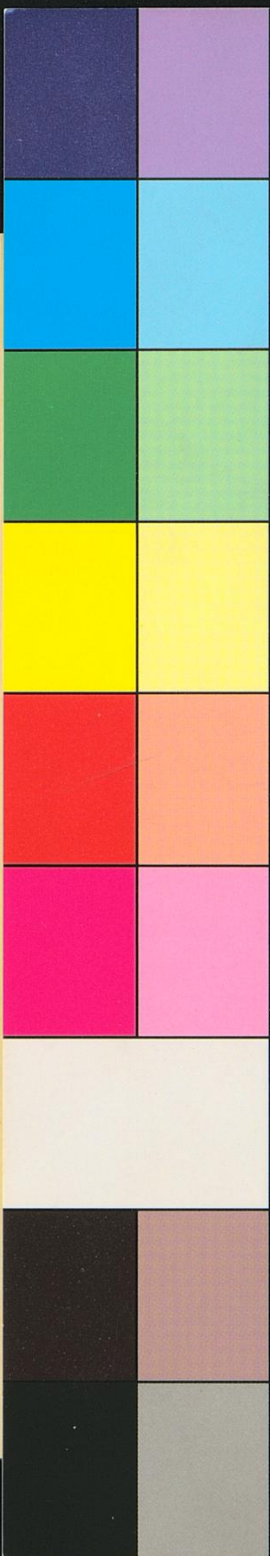


Centimetres

TIFFEN® Color Control Patches

© The Tiffen Company, 2007

Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black



4